Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 11 (1998)

Heft: 6-7

Artikel: Die Schönsten der Schönen im Wettbewerb : Köbi Gantenbein denkt über die Mechanik der Konkurrenz und die Bedingungen des Wettbewerbs nach

Autor: Gantenbein, Köbi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-120854

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Köbi Gantenbein

Die Schönsten der Schönen im Wettbewerb

Die Wahl um die Miss World ist ein Lehrstück über die Mechanik der Konkurrenz und die Bedingungen des Wettbewerbs. An einem Treffen der Ortsgruppe Ostschweiz des Bundes Schweizer Architekten erzählte Max Bär eine Geschichte aus seiner Jugend und schloss daraus Erbauliches für die Zukunft der Welt und des Wettbewerbs.

Es war um das Jahr 1974. Max Bär war ein wohlbehüteter Mittelschüler im Prättigau, eben erst konfirmiert, und er durfte im Sommer zum ersten Mal als Tramper mit seinen Freunden Martin Lichtenhahn und Andreas Simmen unterwegs sein. Da sie klassisch gebildet wurden, musste es natürlich Griechenland sein. Gewiss, sie gingen auch dorthin, wo alle hingehen, auf die Akropolis oder nach Epidauros, aber sie waren auch dort, wo etliche im Traum sein möchten und nie im Leben hinkönnen. Sie erhielten zufällig von der Wirtin des ‹George Guesthouse› eine Taglöhnerstelle angeboten, zu der sie im alten Theater unterhalb der Akropolis anzutreten hatten. Da probte die amerikanische Fernsehanstalt ABC die Übertragung der Weltkonkurrenz der ‹Miss World›-Wahlen. Frauen, die in den nationalen Konkurrenzen obenaus geschwungen hatten, traten zum Rennen an: Wer ist die schönste Frau der Welt? Die Konkurrentinnen sassen vereint im Zuschauergraben, die drei Prättigauer waren die Markeure oben auf der Bühne. Sie liefen einer genau gezeichneten Linie nach, hatten sich beim einen Linienknick zu verbeugen, beim andern zwei-, dreimal im Kreis zu drehen und beim dritten zu winken. Das, damit die Frauen sehen, wie die Konkurrenz inszeniert werden muss, damit sie funktioniert und keine übervorteilt werden würde. Dann auch, damit die Beleuchter ihre Scheinwerfer und die Kameramänner ihre Maschinen einstellen konnten. Und schliesslich damit die Abgesandten der Reklameauftraggeber sich versichern konnten, dass auch sie im guten Licht erscheinen werden.

Kurz – Konkurrenzen und Wettbewerbe sind schon von Anfang an ein komplexes Unterfangen, das viele Fallstricke berücksichtigen muss und sich keinesfalls nur der Wahrheitsfindung widmen kann.

Die Frauen im Zuschauergraben haben kreischend applaudiert als Max Bär Miss World geworden ist – in kurzen Hosen, barfuss, bärtig, braun gebrannt und mit liebreizender Haarpracht. Es hat auch ihn beeindruckt und zudem gab es ein paar Drachmen, Getränk und ein Eintrittsbillett für den Abend. Miss Zypern hat gewonnen. Der Applaus ist verhallt, die Tränen sind getrocknet; Maria Dalaras geht heute wohl gegen die Fünfzig und wird irgendwo bei Larnaka verheiratet sein und vielleicht eine kleine Boutique führen. Mit 24 Jahren Distanz lässt sich aus dem lauen Herbstabend im antiken Theater aber Typisches zum Wesen der Konkurrenz und zur Idee, der Wettbewerb sei ein Kulturinstrument, lesen.

Der Weg zum Ruhm beginnt in der regionalen Ausscheidung, meist in der Schule. Runde um Runde geht's aufwärts: Provinz, Nation, Kontinent, Welt. Doch überall lauern die Verführungen und schon manche früh aufgeweckte Schönheit ist voreiligem Glanz zum Opfer gefallen und bei irgendeinem unbedeutenden Regionalfürsten hängen geblieben. Sie hat auf falsche Einflüsterer gehört oder auf sich selber, statt zielstrebig Konkurrentin um Konkurrentin zu überflügeln. Da mit einem Trick, dort mit einer Koalition in der Jury, da mit einer Drohung, dort mit einer als arrogant geltenden Geste und schliesslich dank Zufall. Gewiss, der Weg ist steiniger geworden und der Wettbewerb ums schöne oder zumindest kluge Dasein eine zunehmend komplexe Sache.

Aus dem olympischen Spiel, wo Gleiche mit Gleichen in edlem Geist Kräfte messen, ist Kampf gegeneinander geworden. Heute muss eine Kandidatin Attests unterschiedlicher Art vorzeigen; sie muss Geld vorweisen können, ökologische Unbedenklichkeit mit dicken Berichten belegen und Absicherungen und Empfehlungsschreiben helfen ihr bei den schärfer werdenden Präqualifikationen.

Maria Dalaras und ihre Kolleginnen hatten mehrere Runden, auf den von den drei Prättigauern vorgeturnten Linien, zu absolvieren. Einmal im Badekleid, einmal im Abendkleid, einmal angezogen nach je eigenem Gusto. Im Hintergrund hat eine Schar Spezialisten diesen Auftritt hergerichtet. Neben denen, die sich um den Inhalt kümmern, sind die wichtig, die sich mit der Ausstrahlung befassen. All die Consultants des Lächelns, des Umgangs mit der Presse, der Herstellung öffentlicher Beziehungen haben an Gewicht gewonnen. Ein Grafiker gehört heute zum Team – möglichst früh schon soll er einbezogen werden und den Zeichnungen den nötigen Schmiss nahe am Zeitgeist geben. Wer die Nase rümpft, hört die andern raunen: Missgunst, Brotneid, Eifersucht. Und er muss auch wissen: Maria startete in Griechenland auf der letzten Etappe zur schönsten Frau der Welt, der Wiege unserer Zivilisation, deren grosse Leistung sei, den brachialen Kampf in vielfältige und lebensverträglichere Formen übersetzt zu haben. Die Inszenierung der Form, die Übersetzung des Brachialen ins Ritual, spielt dabei eine wesentliche Rolle. Der Schmuck des Turners ist nicht Selbstzweck, sondern Teil des Rituals; der Olympionike – ein brillant inszenierter Körper in der Abendsonne, nicht verlegen um scharfsinnig zu Argumenten aneinandergereihte Wortkaskaden.

Maria Dalaras und ihre Kolleginnen führen sich vor und werden vorgeführt. Jede gegen jede, entlang der Linie auf dem Bühnenboden, so wie die drei Prättigauer es gezeigt haben, angeleitet vom Regisseur mit der Dächlikappe. Ihr Rayon ist eng begrenzt, wer aus der Reihe tanzt, wird ermahnt. Das passierte keiner. Sie haben gelernt: Eine Konkurrenz ist alles andere als eine freie Begegnung, es ist eine gesellschaftlich geregelte Angelegenheit, ein fein eingefädelter Ablauf von Mustern. Jede der 42 Frauen wollte 1974 Miss World werden und hoffte dadurch zu Ruhm zu kommen. Zu Ruhm, der sich später über Aufträge und Folgeaufträge auch in Geld umsetzen kann. Neben dem zweifellos wichtigen persönlichen Gewinn musste sich aber jede der 42 Frauen in der Sommerhitze fragen, welche Hebel sie wie in Bewegung setzt, und die Klügeren mussten weiterfragen, durch welche Hebel sie wie in Bewegung gesetzt werden. Der Part, den Medien, Hintermänner und Organisatoren aus relativ einsichtigen Gründen spielen, ist gewiss wichtig, aber nie hinreichend. Der Psychoanalytiker Mario Erdheim hat einmal an einer Tagung des Schweizerischen Werkbundes darauf hingewiesen, wo der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss eine Wurzel des Wettbewerbs entdeckt hat. Er hat die Unterschiede zwischen heissen und kalten Kulturen aufgezeigt.

Kalt sind jene Kulturen, die den gesellschaftlichen Wandel möglichst gering zu halten versuchten. Es handelt sich dabei um Kulturen, die über Jahrhunderte eine ausserordentliche Stabilität erreicht haben. Im Gegensatz zu ihnen stehen die heissen Kulturen. Lévi-Strauss verglich sie mit Dampfmaschinen, die ihre Energie aus den sozialen, insbesondere aus den Machtunterschieden, die sie laufend produzieren, gewinnen. Diese Kulturen sind instabil und meist ausserordentlichen Spannungen ausgesetzt, die den Wandel beschleunigen. Dass unsere Zivilisation das Treibhausklima geschaffen hat, dank dem die Meere ansteigen und der Permafrost aufhört, die Berge zusammenzuhalten, ist ein gutes Bild als Antwort auf die Frage, in welcher Kultur wir wohl leben.

Und wenn wir das Bild vom Treibhaus auf die aktuelle politische Debatte anwenden, treffen wir bald auf Zauberworte wie Revitalisierung, Deregulierung, freie Bahn dem Tüchtigsten, Turbo-Kapitalismus und Aufschwung für alle. Aber wir finden da ja auch: Pleite, Immobiliencrash und abgewürgtes Baugewerbe.

Kurz: Der Eindruck täuscht nicht, dass unsere heisse Kultur sozial und in ihrer natürlichen Basis derart überhitzt wird, bis sie stillsteht.

Betrachten wir kalte Kulturen, so ist fast alles das Gegenteil. Bei den Pueblo-indianern hat der ideale Mann, freundlich und würdevoll, niemals versucht, eine führende Stellung einzunehmen. Spiele dauerten so lange, bis es weder einen Verlierer noch einen Sieger gab. In der politischen Verhandlung gab es statt der eng mit Konkurrenz verbundenen Abstimmungen das Palaver, das so lange dauerte, bis Mehr- und Minderheit einer Meinung waren. Der Geschenktausch, die Leitstelle des sozialen Verkehrs, wurde soweit gesteigert, bis sich der Schenker ruiniert hatte und nun über viel Prestige, aber keine materielle Macht mehr verfügte, die Ungemach und Wandel hätte stiften können. Soziale Sanktionen sorgten dafür, dass nie der gleiche mehrmals die grösste Jagdbeute heimbringen konnte. Die Typen, die wir heute als Sieger feiern, haben sie damals an den Daumen aufgehängt. Die Konkurrenz wurde in der kalten Kultur ausgeschaltet. Es wurde alles daran gesetzt, Wandel gering zu halten, das brutale Oben und Unten zu sichern, und wo es Wettbewerbe gab, ging es um Prestige, nie aber darum, sich neue Möglichkeiten zu eröffnen und diese durchzusetzen.
Der Schluss ist überraschend und paradox: Die längst verschwundene und vernichtete kalte Kultur trifft sich mit der siedendheissen unserer Tage. Denn auch dort, wo die Hitze die Kultur verdampft, schrumpfen die Möglichkeiten. Statt neue Wege werden reihenweise wertvolle Leistungen unbenutzt und unbelohnt ins Nichts fallen gelassen. Wenig geht mehr.

Die Geschichte der Technik der letzten zwanzig Jahre ist voller Dramen ungenutzter Entdeckungen. Jeder Architekt von Rang hat einen Keller und einen Estrich voller Projekte. Soweit, so gut, aber schon lange ist nicht mehr nur die materielle Umweltbedrohung unser drängendes Problem, sondern auch der vorgelagerte Ideenrausch.

Und der trifft auf eine beinharte gesellschaftliche Logik: Dort, wo die Konkurrenz zum offenen Kampf wird, der den Gegner beschädigt und alle radibutz aus dem Weg räumt, kann die Konkurrenz nicht mehr weitergeführt werden.

Wenn jeder Konkurrent besiegt ist, bleibt nur noch der Massstab übrig. Und der ist dann doch viel unverbindlicher und abstrakter als ein Konkurrent aus Fleisch und Blut. Und ist er schlecht, so siegt eben die schlechte Leistung.

Konkurrenz in heisser Form wird so zur Anpassung, und zwar auch zur Anpassung, die den Weg in den Untergang beschleunigen kann. Es kommt also noch schlimmer: Untergang dank heisser Kultur statt wenigstens Stillstand dank kalter.

Maria Dalaras ist weit weg und gewiss glücklich in ihrer Boutique oder ihrem Kaffeehaus. Es ist ja auch schon über zwanzig Jahre her, seit Max Bär mit seinen Freunden dort gestanden hatte, wo sie kurz nach ihnen stand und siegte. Ob die harmlose, möglicherweise politisch unkorrekte Schönheitskonkurrenz eine Kulturtheorie des Wettbewerbs zu entfalten erlaubt oder uns zumindest Hinweise auf kluge Lebensführung gibt?

Es bleibt wenig anderes übrig, als dass wir uns an den Physikunterricht erinnern und an den Zusammenhang von Wärme und Kraft glauben: Die warme Kultur der Konkurrenz, des ständigen Wandels, des Kampfes der Minderheit gegen die Macht der Mehrheit, eröffnet Spielräume und Möglichkeiten. Das Dilemma: Die Überhitzung verdampft all die Möglichkeiten zu Monopolen.

Was also tun? Mario Erdheim hat in seinem schon zitierten Beitrag zum Wettbewerbswesen ‹A Day at the Races› zu einem seiner bevorzugten Filme erklärt; ein Film, der die Kraft hat, die Welt zu retten: Die Marx Brothers wissen, dass das Pferd ihres Schützlings nie schnell wird galoppieren können, also haben sie die Pferde der Konkurrenz mit allerhand Tricks ausgebremst, und ihr Freund hat schliesslich das Rennen gewonnen und seine Geliebte heiraten können.

Mario Erdheims Beitrag zum Wettbewerbswesen ist nachzulesen in der Broschüre SWB Dokument 1 ‹Der Gestaltungswettbewerb. Kulturinstrument, Modemacher oder Alibi› Schweizerischer Werkbund, Limmatstrasse 118, 8005 Zürich, 01 / 272 71 76.